

BLICKWINKEL

Ein Baum und ein blühendes Rapsfeld machen noch keine Biodiversität.

Das Ende des Biodiversitätsverlusts?

NZZ 20.5.2009

Zwiespältige Resultate des nationalen Überwachungsprogramms

Die Resultate des Biodiversitäts-Monitorings Schweiz enthalten einige gute und viele schlechte Nachrichten. Die gesamten Artenzahlen für die Schweiz haben tendenziell zugenommen. Regional und lokal muss aber weiterhin mit dem Verlust von Biodiversität gerechnet werden.

Vor sieben Jahren haben die Partner der Biodiversitätskonvention von Rio de Janeiro beschlossen, den Verlust der Biodiversität bis ins Jahr 2010 signifikant zu reduzieren. Die Umweltminister Europas verpflichteten sich im Jahr 2003 sogar dazu, ihn bis 2010 ganz zu stoppen. Erste Antworten auf die Frage, ob dieses Ziel in der Schweiz erreicht werden kann, haben die am Dienstag vom Bundesamt für Umwelt (Bafu) veröffentlichten Resultate des Biodiversitäts-Monitorings Schweiz (BDM) geliefert. Fest steht, dass die Antwort kein einfaches «Ja» oder «Nein» sein kann – zu vielfältig ist das, was mit dem Wort Biodiversität gemeint ist: die Vielfalt der Arten und der Lebensräume, die Bestandsgrösse der Arten und deren genetische Vielfalt. Insgesamt zeichnet das Monitoring ein bedenkliches Bild; es gibt aber auch Silberstreifen am Horizont.

Artenzahlen allein wenig aussagekräftig

Wer sich nur für die Entwicklung der Artenzahl auf nationaler Ebene interessiert, kann sich

freuen: Bei den untersuchten Artengruppen – Wirbeltiere, Libellen, Tagfalter und Heuschrecken – hat sie sich seit 1900 erhöht. Unter den 42 neu dazugekommenen Arten befinden sich solche, die aktiv wieder angesiedelt wurden, wie der Steinbock, solche, die ihr Verbreitungsgebiet auf natürliche Weise in die Schweiz ausgedehnt haben, beispielsweise der Bienenfresser, und Spezies wie der Sikahirsch, die von Menschen eingeführt wurden. Im gleichen Zeitraum sind 23 Arten verschwunden, darunter der Grosse Brachvogel. Das Verschwinden aus der Schweiz bedeute aber einzig im Fall der 1956 letztmals gefundenen Pflanzenart Bodensee-Steinbrech, dass die Art auch global ausgestorben sei, erklärt Meinrad Küttel, der Projektleiter des BDM beim Bafu.

Die landesweite Artenzahl sagt allerdings wenig über den Zustand der Biodiversität aus. Dies lässt sich an den Tagfaltern zeigen, deren Artenzahl sich schweizweit nur wenig geändert hat: Seit 1900 sind nur drei Spezies ausgestorben. Trotzdem hat diese Tiergruppe in erschreckendem Ausmass an Terrain verloren. So war sie laut Thomas Walter von der Eidgenössischen Forschungsanstalt Agroscope Reckenholz-Tänikon (ART) noch in den 1930er Jahren im Mittelland sehr häufig und mit vielen Arten vertreten. Die intensive Landnutzung hat die Region aber für Tagfalter zu einer lebensfeindlichen Zone ge-

macht. Die intensiv genutzten Wiesen und Weiden beherbergen im Durchschnitt wenige Pflanzenarten, daher sind das Blütenangebot und das Vorkommen geeigneter Wirtspflanzen stark eingeschränkt. So zeigten Studien bereits in den 1980er Jahren, dass 99 Prozent der Tagfalterbestände im Mittelland verschwunden sind. Die grösste Tagfalter-Vielfalt existiert heute in den Bergregionen, die noch über relativ vielfältige und naturnahe Landschaften verfügen (siehe Karte).

Solche regional starken Bestandsverluste haben in den letzten 60 Jahren praktisch alle Arten erlitten. Mittlerweile ist jede zweite Art zumindest potenziell gefährdet. Am stärksten



bedroht ist hierzulande die Gruppe der Reptilien; 15 der 19 heimischen Arten stehen auf der roten Liste.

Vielfältige «Urwälder»

Ein Blick in den Wald liefert ebenfalls zwiespältige Resultate. Die Monitoring-Daten belegen die grosse Bedeutung dieses Lebensraums für die Biodiversität in der Schweiz: Zwei Drittel der vom BDM erfassten Brutvögel und überproportional viele Pflanzen- und Tagfalterarten sind typische Waldarten. Landschaftsausschnitte mit Waldanteil sind aus diesem Grund jeweils besonders artenreich. Zwischen den Regionen gibt es allerdings grosse Unterschiede. Während in den Zentralalpen auf 10 Quadratmetern durchschnittlich 24 Pflanzenarten wachsen, sind es im Mittelland nur 16. Die Artenzahlen sagen zudem wenig über das Vorkommen seltener Arten aus. Diese benötigen meist entweder sehr lichte Wälder oder solche mit alten Baumbeständen und viel Totholz.

Beides ist Mangelware; die Wälder im Mittelland etwa sind praktisch frei von Totholz. Eine Spezialauswertung von Daten des Landesforstinventars durch die Eidgenössische Forschungsanstalt WSL hat zwar gezeigt, dass der durchschnittliche Totholzanteil im Schweizer Wald zwischen 1993/95 und 2004/06 von 10,3 auf 18,5 Kubikmeter pro Hektare angestiegen ist. Doch im Vergleich zu europäischen Naturwäldern mit Werten von 40 bis 140 Kubikmetern sei der heutige Anteil immer noch sehr gering, erklärt Mario Broggi, der ehemalige Direktor der Eidgenössischen Forschungsanstalt WSL. Er widerspricht daher der Behauptung, der Altholzanteil im Schweizer Wald sei für Naturschutzaspekte genügend. Benötigt würden zudem lichtreiche Waldtypen wie Nieder- oder Mittelwälder, so Broggi.

Wie wichtig alte Waldbestände für die Biodiversität sind, zeigen die BDM-Daten aus den drei «Urwäldern» der Schweiz, dem Bödmerenwald (SZ) und den Wäldern in Derborence (VS) und Scaté (GR), in denen beispielsweise der Reichtum an Moosarten mindestens doppelt so hoch war wie im Schweizer Durchschnittswald.

Landwirtschaft als Haupteinflussfaktor

Bis in die 1950er Jahre hat die Landwirtschaft die Biodiversität gefördert, indem sie eine vielfältige Landschaft mit meist kleinflächigen Wiesen, Weiden und Hecken hervorbrachte, in der sich zahlreiche Tier- und Pflanzenarten in neuen Lebensgemeinschaften zusammenfinden konnten. Die Formel «Landwirtschaftliche Nutzung gleich Biodiversität» stimmt aber heute nur noch bedingt. Die Daten des BDM zeigen sogar, dass mittlerweile unversiegelte Flächen im Siedlungsraum im Durchschnitt mehr Arten beherbergen als das Kulturland. Auch die Mehrzahl der ökologischen Ausgleichflächen, die nach ökologischen Kriterien bewirtschaftet werden müssen, weisen (noch) eine geringe ökologische Qualität auf.

Die Landwirtschaftsflächen mit einem noch immer hohen Artenreichtum liegen laut dem BDM zu etwa zwei Dritteln im Berggebiet, wo aufgrund der schwierigen Topografie oft traditionelle Bewirtschaftungsformen Anwendung finden, die den Artenreichtum fördern. Doch genau hier findet zurzeit eine Nutzungsintensivierung statt. Allein in den letzten 20 Jahren sind nach Ansicht von Fachleuten in den Bergregionen 25 bis 30 Prozent der artenreichen, durch die Bewirtschaftung erhaltenen Trockenwiesen und -weiden verschwunden. Und dieser Trend wird anhalten, wie ein Projekt des Nationalen Forschungsprogramms «Landschaften und Lebensräume der Alpen» unter der Leitung von Jürg Stöcklin von der Universität Basel und Markus Fischer von der Universität Bern gezeigt hat. Sie rechneten aus, dass mit der neuen «Agrarpolitik 2011» in den kommenden zehn Jahren fast ein Viertel dieser artenreichen Flächen verloren gehen werden. Dies, weil entweder die Nutzungsintensität steigt oder weil ausgerechnet die ökologisch wertvollsten Flächen mit vielen seltenen Offenlandarten nicht mehr genutzt werden und zu Wald werden.

Das Monitoring bestätigt zudem grossflächig, was Einzelstudien immer wieder für einzelne Gebiete der Schweiz dokumentiert haben: Die Vereinheitlichung der Landnutzungsmethoden führt zum Verschwinden spezieller und regionaltypischer Pflanzengesellschaften. Dies ist ein Verlust für die Biodiversität – selbst wenn die Artenzahlen zunächst konstant bleiben oder sogar leicht zunehmen. Tatsächlich hat sich im BDM gezeigt, dass im Jura und in den nördlichen Alpen die Gefässpflanzenvielfalt über alle Untersuchungsgebiete hin leicht zugenommen hat. Es lohnt sich allerdings, einen Blick auf jene Arten zu werfen, die häufiger vorkommen. Es handelt sich vor allem um Spezies wie den Löwenzahn oder den Weissklee – die Markenzeichen intensiv genutzter Wiesen und Weiden. Wo sich diese Arten wohl fühlen, ist das Nährstoffangebot hoch. Ihr Auftauchen in Pflanzenbeständen deutet demnach auf einen steigenden Nährstoffeintrag hin. Da nährstoffliebende Arten besonders von der Düngung profitieren, gewinnen sie die Konkurrenz ums Licht und verdrängen andere, oft seltenere Spezies aus lokalen Pflanzenbeständen. Dieser Verdrängungsprozess dürfte mittelfristig einen Rückgang der Biodiversität bewirken. – Insgesamt steht für Stöcklin fest, dass die Agrarpolitik die Anreize bisher falsch gesetzt hat. Nur mit einer konsequenten Umlagerung der produktorientierten Subventionen und eines Grossteils der allgemeinen Direktzahlungen in leistungsorientierte, zielgerichtete Zahlungen könne die Biodiversität im Kulturland erhalten und gefördert werden, sagt er.

Werden konkrete Massnahmen zur Förderung der Biodiversität ergriffen, können aber auch Erfolge verbucht werden. Das gilt etwa für die Artenförderungsprogramme von Bund, Kantonen, Gemeinden und Privaten. So hat sich etwa der



Bestand des Bodensee-Vergissmeinnichts, das vor allem in der Bodenseeregion vorkommt und als weltweit bedroht eingestuft wird, dank Anpflanzungen und Pflegemassnahmen seit 2002 verzehnfacht. Wichtige Eckpfeiler des Biodiversitätsschutzes sind auch die nationalen Schutzgebiete. Dazu gehören die Auen, Hoch- und Übergangsmoore, Flachmoore, Moorlandschaften und Amphibienlaichgebiete von nationaler Bedeutung sowie Wasser- und Zugvogelreservate, eidgenössische Jagdbanngebiete und der Nationalpark. Einziger Wermutstropfen: Ihre Gesamtfläche beträgt nicht ganz 6 Prozent der Landesfläche.

Silberstreifen am Horizont

Trotzdem konnte mit ihnen der Rückgang vieler seltener Lebensräume gebremst werden. So hat ein Team von Meinrad Küttel von der Eidgenössischen Forschungsanstalt WSL gezeigt, dass die Fläche der Hoch- und Flachmoore von nationaler Bedeutung in der Erhebungsperiode 1997/2001 bis 2002/06 annähernd erhalten geblieben ist. Die Qualität der Moore hat allerdings abgenommen. Über ein Viertel ist deutlich trockener geworden, etwa weil alte Entwässerungsgräben nicht stillgelegt wurden, sondern weiter funktionieren. Regenerationsmassnahmen wären hier sehr erfolgreich, werden aber laut dem Bafu noch zu selten und zu kleinräumig angewandt, als dass die qualitativen Einbussen kompensiert werden könnten.

Insgesamt sieht Küttel dennoch viele Silberstreifen am gewittrigen Horizont. Der Handlungsbedarf sei aber enorm, sagt er. So gaben Bund, Kantone und Gemeinden nach Berechnungen des BDM 2005 zusammen gerade einmal 20 Franken pro Einwohner für den Naturschutz aus. Eine vor kurzem veröffentlichte Studie kam zum Schluss, dass der gesetzeskonforme Schutz und die Pflege der knapp 6000 Biotop von nationaler Bedeutung damit nicht gewährleistet sind. Aus Geldmangel immer noch nicht in Kraft ist beispielsweise die Verordnung zum Schutz der Trockenwiesen und -weiden von nationaler Bedeutung. Gleichzeitig sei der Vollzug durch die Kantone im Bereich Naturschutz oft mangelhaft, sagt Küttel. Was es brauche, sei klar: genügend Raum, wo die Natur sich ungestört entwickeln könne, und eine gute Qualität der vom Menschen genutzten Lebensräume. Besonders in den Alpen mit ihren in vieler Hinsicht hervorragenden Naturwerten gelte es, die negativen Entwicklungen abzuwenden, die sich dort abzeichneten.

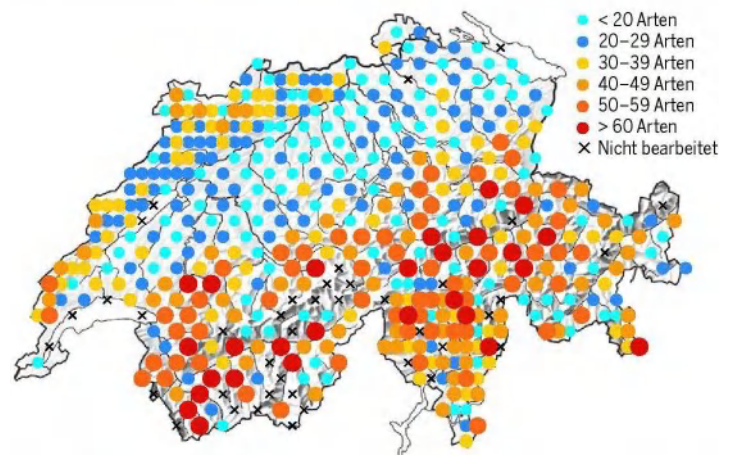
Gregor Klaus

Koordinationsstelle Biodiversitäts-Monitoring Schweiz 2009: Zustand der Biodiversität in der Schweiz. Umwelt-Zustand Nr. 0911. Bundesamt für Umwelt, Bern.

Biodiversitäts-Monitoring Schweiz

G. K. Der Biodiversitäts-Bericht des Bundesamtes für Umwelt basiert auf Daten und Analysen des Biodiversitäts-Monitorings Schweiz. Dieses unterhält zwei eigene Messnetze, trägt aber auch Datenmaterial zum Zustand und zur Entwicklung der Biodiversität in der Schweiz aus anderen Erhebungsprogrammen, wie roten Listen oder Landesforstinventar, sowie von Instituten und Organisationen zusammen. Zum Teil werden diese Daten neu ausgewertet. Für die eigene, landesweite Datenerhebung bestimmen Spezialisten seit 2001 auf 1600 Aufnahmeflächen, die an Schnittpunkten des schweizerischen Koordinatennetzes liegen, in regelmässigen Abständen auf 10 Quadratmetern sämtliche Pflanzen, Moose und Schnecken. Auf weiteren 520 Aufnahmeflächen werden auf je einem Quadratkilometer alle Pflanzen und Brutvögel stichprobenartig erfasst. Vor vier Jahren war die Ersterhebung abgeschlossen. Nun liegen für viele Flächen Daten aus der Zweiterhebung vor. Die Schweiz sei eines der ersten Länder weltweit, die ihre Biodiversität so systematisch überwachen, erklärt der Leiter des Projekts, Meinrad Küttel. Ziel des BDM sei es, ein realitätsnahes Bild der Biodiversität auf nationaler und regionaler Ebene zu liefern und Vermutungen durch Fakten zu ersetzen.

Tagfaltervielfalt in der Schweiz



Quelle: BDM

NZZ

«Die Natur ist nicht nur eine Ressource»

FDP-Nationalrat Kurt Fluri zum Zustand der Biodiversität

Soeben sind neue Daten zur Biodiversität in der Schweiz publiziert worden (siehe vorne Seite 9). Der Solothurner FDP-Nationalrat Kurt Fluri, Präsident der parlamentarischen Gruppe «Biodiversität», sagt, dass insbesondere im Bereich der Landwirtschaft noch grosse Anstrengungen notwendig sind, um den Erhalt der biologischen Vielfalt zu sichern.

Herr Fluri, das neue Monitoring der Biodiversität in der Schweiz zeigt ein unterschiedliches Bild. Obwohl weiterhin etliche Lebensräume und Arten bedroht sind, zeigen sich doch einige Silberstreifen am Horizont. Wie schätzen Sie die Situation ein?

Kurt Fluri: Die Bewertung hängt von der Ausgangslage ab: Wenn diese zunächst düster war, dann bedeutet eine kleine Verbesserung eben bereits viel. Eine Trendwende ist bestimmt noch nicht eingeleitet worden. Bis sich die Biodiversität wieder verbessert, dauert es ohnehin lange. Aber immerhin: Das Problem ist erkannt.

Beschränkte Möglichkeiten des Bundes

Das Jahr 2010 ist zum Uno-Jahr der Biodiversität erklärt worden. Dann sollen die Staaten Rechenschaft darüber ablegen, ob der Rückgang der biologischen Vielfalt aufgehalten werden konnte. Die Schweiz wird dieses Ziel nicht erreichen.

Es sieht in der Tat danach aus. Daraus ergeben sich aber für die Schweiz keine Sanktionen. Doch der Bundesrat hat die Erarbeitung einer Biodiversitätsstrategie an die Hand genommen und das Bundesamt für Umwelt mit den entsprechenden Arbeiten beauftragt. Allerdings sind die Möglichkeiten des Bundes beschränkt, auf die Biodiversität Einfluss zu nehmen. Er kann dies im Grund nur über die Landwirtschaftspolitik tun, da der Naturschutz Sache der Kantone ist.

Bei den staatlichen Beiträgen für die Bauern soll in Zukunft vermehrt auf die Förderung der Biodiversität geachtet werden.

Ja, aber die Bauern betrachten die Beiträge immer mehr als feste Bestandteile ihres Einkommens. Die Zahlungen sollte man aber als Ergebnis einer Qualitätsprüfung auffassen: Ist die Biodiversität auch wirklich gefördert worden? Zudem werden die Anforderungen an die Qualität tendenziell eher gelockert als verschärft.

Wo sehen Sie sonst noch Handlungsbedarf?

Eine der grösseren Chancen für die Biodiversität liegt in den Berggebieten der mittleren Zone. Das ist genau dort, wo viele artenreiche Wiesen aufgegeben werden, weil ihre Nutzung zu aufwendig ist. So verwalten diese Grundstücke. Dies

sollte man unbedingt verhindern. Für den Bewohner des Mittellandes bedeutet mehr Wald zwar mehr Natur, aber die Biodiversität nimmt dadurch ab.

Wieso muss man den Bauern für etwas Geld zahlen, was sie ohnehin tun sollten, nämlich die Natur und damit auch die Biodiversität erhalten?

Dieses Berufsbild ist total falsch. Der Bauer ist kein Landschaftsgärtner, sondern ein Produzent. Und wenn er weniger produziert, erhält er weniger Geld. Etwas verkürzt gesagt: Der Bauer fährt besser, wenn sein Hof wenig Biodiversität aufweist. Für die Förderung der biologischen Vielfalt soll er deshalb Beiträge erhalten.



KEYSTONE

«Eine Trendwende ist beim Biodiversitätsverlust noch nicht eingeleitet worden.»

Nationalrat Kurt Fluri (fdp., Solothurn)

Ehrgeiziger Plan

Bis Mitte Jahr soll der Bundesrat die Eckpfeiler der Biodiversitätsstrategie diskutieren. Was erwarten Sie von der Regierung?

Ich erwarte einen Zeitplan, der die Meilensteine der Umsetzung vorgibt. Bis 2011 sollte die bundesrätliche Botschaft vorliegen. Das ist ehrgeizig.

Was wird die Umsetzung der Biodiversitätsstrategie kosten?

Mir ist noch kein genauer Betrag bekannt. Die Botschaft wird dazu Stellung nehmen müssen. Bestandteil davon wird sicher ein höherer Einkommensersatz für die Bauern sein, die eine extensive Landwirtschaft betreiben. Da der Natur- und Heimatschutz Sache der Kantone ist, wird auch auf dieser Ebene einiges zu leisten sein. Und es ist kein Geheimnis, dass die Bereitschaft der Kantone, die Sache an die Hand zu nehmen, sehr unterschiedlich ist.

Neben der föderalen Struktur und den finanziellen Mitteln: Welche Hürden sehen Sie für die Biodiversitätsstrategie?

Die Mentalität. In einer Zeit, in der die Wirtschaft lahmt, nimmt das Verständnis für den Naturschutz ab. Nun stehen Fragen der ökonomi-



schen Nutzung des Landes und der Verfahrensbeschleunigung im Vordergrund. Das Land wird leider als billiges Gut betrachtet, das man grossflächig statt rationell verbraucht.

Weit oben auf der politischen Agenda steht zurzeit die Klimapolitik. Konkurrenzieren sich Biodiversitäts- und Klimaschutz?

Nein, die Anliegen müssen sich vielmehr ergänzen. Bei beiden geht es um die Erhaltung von Zuständen, die die natürliche Entwicklung zulassen. Es geht darum, dass die Natur nicht auf Kosten zukünftiger Generationen genutzt wird. Daher wehre ich mich dagegen, dass die Natur einfach als Ressource angesehen wird. Sie ist auch ein Wert an sich. Umweltpolitik ist nicht gleichzusetzen mit der Verwaltung von Ressourcen, wie dies der Direktor des Bundesamtes für Umwelt, Bruno Oberle, versteht. Das ist eine technokratische Auffassung der Natur, die ich nicht teile.

Wie wollen Sie Ihre Auffassung einer zweckfreien Natur umsetzen?

Die Konsequenz dieser ethischen Haltung ist, dass man der Natur Räume gibt, in denen sie sich nach ihren Gesetzen entwickeln kann, zum Beispiel, indem man Naturparks einrichtet. Dort kann die Natur ohne Nutzungsdruck wachsen und vergehen.

Kein Aktivismus gegen invasive Arten

Die Biodiversität ist unter anderem auch durch sogenannte invasive Arten bedroht. In diesem Zusammenhang stossen einem manchmal an Rassismus erinnernde Äusserungen von Naturschützern sauer auf, die «einheimische» gegen «fremde» Arten verteidigen.

Man sollte die Natur machen lassen, solange nicht die Dominanz einer Art droht. Die Bekämpfung invasiver Arten muss daher in vernünftigem Rahmen geschehen. Ich halte es hier ähnlich wie in der Ausländerpolitik: Irgendwann gehört auch das «Fremde» dazu, auch mentalitätsmässig. Und etwas Auffrischung schadet nichts.

Interview: hof.